

Französisch im Plural

Die „Francoffonies“ und der „Salon du livre“ 2006

Medard Ritzenhofen*

» Je mehr Frankreich seinen politischen und kulturellen Einfluss in der Welt zurückgehen sieht, umso stärker geht es mit der Sprache in die Offensive und versucht, frankophone Autoren in die République littéraire zu integrieren. Diese wollen sich jedoch nicht von einer frankozentrischen Frankophonie vereinnahmen lassen.

Vive le français! Warum eigentlich? Hat der kreolische Schriftsteller Raphaël Confiant nicht recht, als er vor kurzem bemerkte: Obwohl 5 894 Sprachen um einiges bedrohter seien als das Französische, werde um „cette fichue langue de Molière“ seit jeher ein großes Bohei gemacht. Auch jüngst auf dem Europäischen Gipfel in Brüssel: Da verließ Jacques Chirac ostentativ den Sitzungssaal, als sein Landsmann Ernest-Antoine Seillière ansetzte, seine Rede auf Englisch zu halten. Dass der Präsident der europäischen Arbeitgebervereinigung sich am 23. März über Unternehmertum in Europa selbstredend in der „langue de l'entreprise“ ausließ, empfand Frankreichs Staatschef als unzumutbaren Affront. Gilt doch in europäischen Institutionen das ungeschriebene Gesetz, dass jeder in seiner Muttersprache formuliert.

Was in Brüssel und Straßburg lediglich die Regel ist, machte Paris 1994 amtlich. Ein vor zwölf Jahren erlassenes Gesetz schreibt die französische Sprache nicht nur für behördliche Mitteilungen, sondern auch für Bedienungsanleitungen, Rundfunk- und Fernsehsendungen, offizielle Kongresse, sowie die gesprochene und gedruckte Werbung verbindlich vor. Die nach dem damaligen Kulturminister benannte „Loi Toubon“, mit der Frankreich nicht nur der angloamerikanischen Dominanz in Wort und Schrift, sondern auch der Verfremdung seiner Sprache in Form der Anglizismen

entgegentrat, sorgte seinerzeit für beträchtlichen Wirbel. Die linguistische Kampfansage wurde als Donquichotterie belächelt. Doch dass der einsame Sprachenstreiter zuschlagen kann, belegte am 2. März ein Urteil des Berufungsgerichts von Versailles: Nach jahrelangem Prozess muss die französische Filiale von General Electric Medical Systems eine Geldstrafe von 580 000 Euro bezahlen, nachdem sie sich geweigert hatte, englische Dienst-anweisungen für ihre Techniker ins Französische zu übersetzen.

Nicht von ungefähr beklagt die *Financial Times* mit Blick über den Kanal die „Maginot-Mentalität“ des europäischen Partnerlandes und bringt damit doch nur die halbe Wahrheit zum Ausdruck. Denn Frankreichs „patriotisme linguistique“ (*L'Express*) beschränkt sich nicht darauf, die Muttersprache innerhalb des Hexagons ausgesprochen wehrhaft zu verteidigen. Im Kampf um die Hoheit der Sprache geht Paris mit der so genannten Frankophonie seit langem weltweit in die Offensive. Dabei ist Paris bemüht, das politische Gewicht der Frankophonie als Global Player zu stärken. Darüber soll jedoch ihre ursprüngliche Intention zur Förderung von Sprache und Kultur nicht vernachlässigt werden. Frankreich tut dies fast das ganze Jahr über mit einem Reigen von Lesungen, Theaterinszenierungen, Konzerten und Ausstellungen auf über 400 Veranstaltungen, die unter dem irritierenden Label „Francoffonies“

* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Straßburg.

firmieren. Dass die drei f für „Festival francophone en France“ stehen, kann als werbewirksame Trouvaille nicht darüber hinwegtäuschen, dass in der aktuellen Kulturszene der angestaubte Begriff der Frankophonie ein gewisses Unbehagen auslöst. Dieser war nämlich 1880, als sich das Empire anschickte, seine größte Ausdehnung zu erreichen, von dem französischen Geographen Onésime Reclus im Zusammenhang mit dem Kolonialismus geprägt worden. Dass Frankreich mit seiner kolonialen Vergangenheit alles andere als im Reinen ist, belegte die große Debatte, die sich an der vom Gesetzgeber für die Schulbücher vorgeschriebenen „positiven Rolle in Übersee“ entzündete (siehe dazu das Dossier der *Dokumente* 2/2006).

Es wundert somit nicht, dass man dem „unglücklichen Wort“, so Jean-Marie Borzeix in seinen „Carnets d’un francophone“, für das Festival zumindest eine neue Schreibweise verpasst, um deren ursprünglich ideologischen Hintergrund vergessen zu machen. Auf die Frankophonie als Plattform globalen Kulturaustauschs und interkulturelle Alternative zur angelsächsischen Hegemonie wollen jedoch auch deren Kritiker nicht verzichten. Zumal, auch daran soll erinnert werden, es Politiker und Intellektuelle der in die Unabhängigkeit entlassenen französischen Kolonien waren, die Anfang der 1960er Jahre des 20. Jahrhunderts der Frankophonie literarisches Leben einhauchten. Die inspirierende Verbindung von französischer Sprache und Kultur mit dem Gedächtnis und den Lebenswelten der ehemaligen Übersee-Kolonien ist untrennbar verbunden mit den Namen Léopold Sédar Senghor und Aimé Césaire. Ausgerechnet die Väter des modernen Senegals respektive der demokratischen Martinique-Insel, die gemeinsam mit dem zu Unrecht in Vergessenheit geratene Léon Gontran Damas aus Guyana 1934 als Studenten in Paris die Zeitschrift *L’Étudiant noir* gegründet hatten, aus der sich die antikolonialistische „Négritude“ entwickelte, machten sich nach der Unabhängigkeit ihrer Heimatländer für eine Annäherung an die einstige Kolonialmacht stark. Während Césaire den politischen Anschluss der Antillen an Frankreich durchsetzte, sang Senghor das Hohelied der Frankophonie, die die „énergies dormantes“ aller Konti-

nente und Ethnien zu einem „humanisme intégral“ wecke.

„Francophonie littéraire“

Nicht zufällig war die diesjährige Pariser Buchmesse, „le Salon du livre“, im März vor allem den frankophonen Schriftstellern gewidmet, womit sie zugleich den Auftakt der bis zum 9. Oktober dauernden „Francophonies“ bildete. Gilt es doch, des 100. Geburtstages Léopold Sédar Senghors (1906–2001) zu gedenken. „Le poète-président“ verkörperte nicht nur die für Frankreichs politische Kultur so charakteristische Symbiose eines Staatsmannes und Homme de lettres, er steht auch am Anfang jener „francophonie littéraire“, der die französische Literatur der letzten 100 Jahre nicht zum wenigsten ihr Renommee verdankt. Lang ist die Liste jener écrivains, denen Prosa und Poesie nicht in die französische Wiege gelegt worden ist. Da waren und sind zunächst die Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus Frankreichs ehemaligen Kolonien und aus traditionell frankophonen Ländern wie die Algerier Mohammed Dib, Tahar Djaout, Rachid Mimouni, Boualem Sansal, Aziz Chouaki sowie deren Landsfrauen Assia Djebar und Maïssa Bey, die Marokkaner Tahar Ben Jelloun und Abdellatif Laâbi, die Stimmen der Antillen Edouard Glissant, Raphaël Confiant und Patrick Chamoiseau, Jean-Marie Gustave („J.M.G.“) Le Clézio von der Insel Mauritius, die Libanesin Vénus Khoury-Ghata sowie ihr Landsmann Amin Maalouf, Jean-Marie Adaffi von der Elfenbeinküste, die Senegalesin Fatou Diome, der Haitianer Lionel Trouillot, Ying Chen aus Schanghai und die Vietnamesin Anna Moï, nicht zu vergessen die Belgier Georges Simenon und Henri Michaux sowie die Schweizer Denis de Rougemont und Jacques Chessex.

Auch wenn dies nur eine Auswahl namhafter frankophoner Autoren ist, unterstreicht sie bereits deren Bedeutung für die französische Literatur. International noch bekannter dürften jene Schriftsteller sein, die nicht aus ehemals französischen Besitzungen stammen, sich aber aus politischen, ästhetischen oder persönlichen Gründen für das Verfassen ihrer Werke auf Französisch entschie-

den haben. Zu ihnen gehören in der Nachfolge des Iren Samuel Beckett oder des Amerikaners Julien Green, der Georges Pompidous Angebot einer doppelten Staatsbürgerschaft mit den Worten ablehnte „Je suis américain, et seulement américain“, der Tscheche Milan Kundera, der Spanier Jorge Semprún, der Rumäne Emile Michel Cioran, der Grieche Vassilis Alexakis, der Argentinier Hector Bianciotti, die Ungarin Agota Kristof, der Russe Andreï Makine, der Kubaner Eduardo Manet und nicht zuletzt die 1964 in Deutschland geborene Anne Weber, die soeben bei Seuil die beiden Orginaltitel „Chers oiseaux“ sowie „Cendres & métaux“ veröffentlicht hat.

Für viele afrikanische und maghrebinische Autoren eröffnete die Sprache der Menschenrechte mit ihrem besonderen Prestige nicht nur neue Ausdrucksmittel, sondern auch den Weg zum großen Namen. Auf der anderen Seite waren Kundera und Semprún schon berühmte Schriftsteller, bevor sie dazu übergingen, ihre Bücher auf Französisch zu verfassen. Sowohl die Leser als auch der Kulturbetrieb haben ohnehin nie einen großen Unterschied gemacht zwischen „la littérature de France“ und „la littérature de langue française“. Eher lässt sich das Umgekehrte behaupten: In dem Maße wie Frankreich seinen politischen und kulturellen Einfluss in der Welt wie Balzacs „peau de chagrin“ schrumpfen sah und es sich mit Paul Valéry eingestehen musste, nicht mehr „la mesure du monde“ zu sein, integrierte man die frankophonen Stimmen mit Hilfe von Preisen und Auszeichnungen in die République littéraire.

Legendär ist der Fall des aus Guyana stammenden René Maran, der 1921 für „Batouala, véritable roman nègre“ den Prix Goncourt erhielt. Nicht nur war es das erste Mal, dass ein Schwarzer Frankreichs höchste literarische Auszeichnung erhielt, Maran nahm auch bei der Kritik an der Doppelzüngigkeit der „missions civilisatrices“ kein Blatt vor den Mund. Vier Jahre später begab sich André Gide in den Tschad, um in seinem Reisetagebuch den Mythos vom humanitären Kolonialstaat zu entlarven. Der Prix Goncourt für

Tahar Ben Jellouns Erfolgsroman „La nuit sacrée“ war 1987 eine Offerte an die öffentliche Meinung im Maghreb und ein Signal, dass Frankreich sich auf eine andere Sprache verstehe, als die des aufsteigenden Front National. In der ersten Hälfte der 1990er Jahre schien man im Restaurant Drouant nur Augen für frankophone Autoren zu haben. Nacheinander ging der begehrteste französische Literaturpreis an den Martinikaner Patrick Chamoiseau, den Libanesen Amin Maalouf, den Flamen Didier Van Cauwelaert und den Russen Andreï Makine.

Was der Académie Goncourt recht schien, war der älteren, noch vornehmeren Schwester billig. Die Académie française machte ihrem Namen nie soviel Ehre wie 1984, als sie Léopold Sédar Senghor, dem wortgewaltigen Pionier der „métissage culturel“, Sitz und Stimme anbot. Fünf Jahre zu-

vor hatten „die 40 Unsterblichen“ bereits einen Coup gelandet, indem sie mit der Flämin Marguerite Yourcenar die erste Frau in ihren jahrhundertalten Männerclub wählten. Heute ist der erlauchte Literatur-

„In der ersten Hälfte der 1990er Jahre schien man beim Prix Goncourt nur Augen für frankophone Autoren zu haben.“

tempel nicht nur stolz, von der Russland-Expertin Hélène Carrère d'Encausse geleitet zu werden, sondern auch auf seine renommierten Mitglieder François Cheng aus China und Assia Djebar aus Algerien.

Obwohl es Frankreich an Ehrungen für seine Schriftsteller aus anderen Ländern und Kulturen nicht hat fehlen lassen, ist in jüngster Zeit ein gewisser Unmut in frankophonen Kreisen zu spüren. Zumindest die jüngste Generation frankophoner Autoren war nicht mehr geneigt, den roten Teppich, den Paris anlässlich der diesjährigen Buchmesse der Frankophonie ausgerollt hatte, zu betreten. „La France n'a plus le monopole du français“, ließ sich der Kongolese Alain Mabanckon vernehmen. „Je n'écris pas en français, je n'écris pas en créole, j'écris en Maryse Condé“, stellte die gleichnamige Schriftstellerin fest, um jeglicher Vereinnahmung vorzubeugen. Der Schriftsteller Nimrod aus dem Tschad behauptet: „L'écrivain francophone n'existe pas, il n'est que des créateurs

d'imagination ... On est génial ou on ne l'est pas, telle est la question.“ Als „un château de cartes“ bezeichnet der Kameruner Patrice Nganang die Frankophonie und plädiert für „écrire sans la France“.

Dass besagtes Kartenhaus lukrative Verlagsadressen zu bieten hat, bleibt in solchen Stellungnahmen meist unerwähnt. Unüberhörbar ist dagegen die Abneigung gegen eine immer noch als zu frankozentrisch empfundene Frankophonie. Dass sich die Kindeskinde der einst kolonisierten Völker ungern vor einen Kulturkarren spannen lassen, um Frankreichs Literatur aus dem Sumpf der Plattitüden à la Houellebecq oder Gespreiz-

heiten à la Philippe Sollers zu ziehen, ist verständlich. Irgendwie lebt doch ein Rest des kolonialen Paradigmas vom Zentrum und der Peripherie in der Frankophonie fort. Insofern bleibt diese, wie der Lexikologe Alain Rey schreibt, „une sorte de patate chaude que pays, pouvoirs et créateurs se repassent avec des intentions contrastées.“ Angesagt ist deshalb die Pluralisierung des Französischen. Francofffonies oblige! Dass „le renouveau de la francophonie“ aber auch eine gewisse Frankophilie voraussetzt, wer wollte es bestreiten?

Alle Informationen zum Festival unter:
www.francofffonies.fr